



Hinter der scheinbaren Trennung das GANZE gewahren...

von Karsten Schumacher

Der „Andere“ erscheint uns aus dem Grund bedrohlich und feindlich, weil wir immer wieder nur den Splitter bei anderen wahrnehmen wollen. Wir begreifen nicht, dass wir hier lediglich das Gegenstück unserer eigenen Zersplitterung sehen, welche wir – um uns als ein abgetrenntes Ich zu erfahren – durch eine gewollte Abspaltung von der göttlichen Allgegenwart selbst herbeigeführt haben.

Und das, was wir in der Welt im größeren Maßstab überall erblicken können – blutige Konflikte, größere Unruhen bis hin zu globalen Kriegen – ist nichts anderes als der kollektive Ausdruck dieses ichhaften Trennungsdenkens.

In jedem Teil ist das GANZE bereits präsent. Alles ist vom GANZEN durchdrungen. Hinter all den scheinbar voneinander getrennten Erscheinungsformen pulsiert das GANZE, welches der Garant für die ewig-unwandelbare und unzerstörbare Allverbundenheit ist, die überall und jederzeit wahrgenommen werden kann.

Da das Ganze alles durchdringt, gibt es keinen Ort, wo diese heilige Verbundenheit nicht gespürt werden kann, keine Zeit, wo das Ewige nicht gegenwärtig ist. Und doch kann man paradoxerweise dem Grenzenlosen nicht „da“ und „dort“ begegnen, son-

dern nur HIER; lässt sich das Ewige nicht irgendwann in der Zeit finden, sondern bloss JETZT. Diese letztere Aussagen stellen keinen Widerspruch dar, wenn man bedenkt, dass das Göttliche aufgrund seiner Allpräsenz in ausnahmslos allen Umständen – selbst den widrigsten und dunkelsten – gegenwärtig ist, aber eben nicht wahrnehmbar ist, wenn wir mit unseren mentalen Überlagerungen, d. h. mit unserem trennenden Denken, unseren Schablonen und Etiketten, unseren Gedanken von Schuld und Sünde, unseren Verurteilungen etc. störend dazwischen treten.



Alles ist eine Manifestation des Göttlichen! Jede Situation, jede Begegnung, jede Person kann für uns eine Pforte zum Göttlichen sein. An uns ist es, was wir daraus machen: Wir können im Gegenüber eine geschlossene Tür erblicken oder – indem wir jegliche Vorstellung von mentalen Trennmauern und Schließvorrichtungen aufgeben – die jeweiligen Lebensumstände „entriegeln“, wodurch auch unser Bewusstsein von Begrenzungen befreit wird.

Warum fahren wir damit fort, den Gegenüber so wahrzunehmen, wie er uns – in seiner stets veränderlichen Erscheinungsform – in der Zeit erscheint, wenn wir ihn doch auch so sehen können, wie er ewig und unwandelbar IST? Warum neigen wir dazu, ihn fortgesetzt in seiner Oberflächlichkeit zu sehen – vergänglich, begrenzt, bedingt usw. – wenn wir ihn auch in seiner unermesslichen Tiefe gewahren können?

***Jede Situation, jede Begegnung,
jede Person kann für uns
eine Pforte zum Göttlichen sein.***

Warum erblicken wir andauernd im Nächsten nur dieses flüchtige Konstrukt, das – gleich einer Welle – für

eine bestimmte Zeit auf der Weltbühne auftaucht und dann wieder verschwindet, wenn wir in ihm doch die Grenzenlosigkeit des alldurchdringenden göttlichen Lebensmeeres selbst gewahren können, die dem Blickfeld niemals entschwindet ...?

Wir gewahren das Leben nicht in seiner Unermesslichkeit und in seinem unauflöslichen Ineinander-verbundensein, wir fühlen nicht seine unerschöpfliche Lebendigkeit. Wir sehen nicht das Ganze, weil unsere fragmentierende Wahrnehmung allzusehr auf Trennlinien und Grenzen ausgerichtet ist, und – je länger sie sich darauf fokussiert – immer beharrlicher daran festhält... bis zur lähmenden Erstarrung! Wir beäugen nur dieses Raster, das unser Denken gesponnen hat. Wir sehen nur das, was wir davon in unserem Kopf rekonstruiert haben, sprich Etiketten, Klassifikationen, Beschreibungen, Definitionen, Umrisse etc. In einem fort sind wir damit beschäftigt, diese künstliche Absonderung aufrechtzuerhalten. Mit jedem Gedanken, den wir denken, mit jeder Vorstellung, die wir erschaffen, spinnen wir an diesem mentalen Netz, das wir kontinuierlich in Zeit und Raum auswerfen. Wir glauben dadurch, die Kontrolle über das Leben zu haben, Besitzansprüche stellen zu können und – indem wir „unser Gebiet“ von dem anderer abstecken und immer dickere Trennmauern errichten –, tatsächlich unser Eigentum dauerhaft zementieren zu können. Wir sehen in diesem mentalen Raster ein „Koordinatensystem“, das uns Sicherheiten und Bezugspunkte gibt, doch Tatsache ist, es ist ein „Gitter“, das wir auch über uns selbst ausgebreitet haben und das auch uns in einem fort in Gefangenschaft hält.

Doch wo lassen sich in einem Meer, in dem alles in fortlaufender Bewegung ist, gültige und unveränderliche Trennlinien ziehen? Lehnt sich nicht die Natur selbst gegen so einen Wahnsinn auf? Wie verrückt wir doch sind, die wir unentwegt die Trennung nähren! Ja, nur ein Narr würde in dem verbissenen Versuch, die zahllosen Wellen darin fixieren und festhalten zu wollen, um sie auf immer verschieden voneinander zu machen, gleichzeitig ausrufen: „Ich kann das Meer nicht sehen!“

Und so sehen auch wir nicht das uferlose Lebensmeer, das in seiner Allgegenwart, alles durchdringt und durchtränkt. Wir erspähen nicht das Heilige, sondern überall nur Fragmentierung. Uns ermangelt es an einer ganzheitlichen Schau, wir erblicken überall nur „Teile“ mit ihren scharfen Ecken



und spitzen Kanten, die uns das Leben insgesamt als bedrohlich und den Einzelnen als feindselig und gefährlich wahrnehmen lassen.

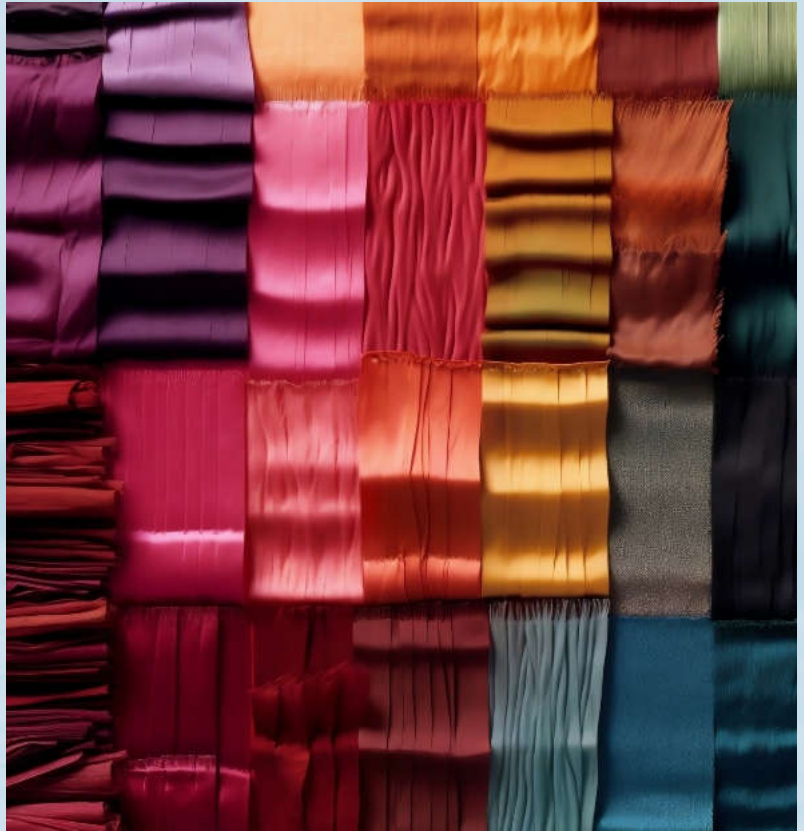
Doch letztlich entscheiden immer wir selbst, was wir sehen wollen; und wenn wir – im gewollten Durchdringen der illusorischen Schichten – das Ganze zu sehen bestrebt sind, dann öffnen wir uns für das Ganze.

Wir sollten uns also aufrichtig fragen, was der tiefere Grund dafür ist, dass wir in all unseren Lebensäußerungen – ganz gleich, ob wir uns nach Außen hin nun als selbstlos oder ichbezogen geben mögen – trotzdem damit fortfahren, das Leben zu zersplittern; warum wir trotz aller äußeren Veränderungen und Verbesserungen, die wir in unserem Leben erreicht haben mögen, im Grunde unverändert damit weitermachen, in Schemata zu denken. Interessanterweise empfinden wir das „gute Bild“, das wir von uns selbst haben, als nicht störend, gleichwohl auch dieses einen „mental Rahmen“ hat, und damit eine Begrenzung für das Bewusstsein darstellt. Wir weben daran täglich, indem wir uns in Bezug auf andere vergleichen, an bestimmte Wertvorstellungen anpassen, unsere Außendarstellung optimieren etc., was insgesamt voraussetzt, dass wir uns in Hinblick auf andere als unterschiedlich und getrennt wahrnehmen.

Und während wir uns einbilden, dass wir uns dadurch verändern, verbessern, menschlicher werden würden, d. h. mit der Zeit immer schönere „Stoffe“ mit edlen Mustern und leuchtenden Farben erschaffen, woraus wir die „Gewänder“ formen, in die wir uns kleiden, so bleiben wir doch in Wirklichkeit die ganze Zeit über immer innerhalb eines begrenzten „mental Rahmens“.

In dem Maße wie wir uns hier selbst erforschen, kommen wir zu der Erkenntnis, dass der äußeren Fragmentierung stets eine innere Zersplitterung zugrundeliegt; und hier erkennen wir dann auch, dass solange wir nicht zur Wurzel der eigenen Zersplitterung vordringen, wir – selbst dann, wenn wir uns zeitweise der äußeren Gewalt enthalten und uns um ein friedvolles Zusammenleben bemühen mögen – in den tieferen Schichten unseres Daseins nach wie vor gewaltsam bleiben.

Fahren wir fort in diesem beharrlichen Ergründen, so gelangen wir mehr und mehr zu der Einsicht, dass unsere ichhaften Regungen überaus widersprüchlich sind. Wir stoßen hier nämlich auf die



Und während wir uns einbilden, uns zu verändern, indem wir immer schönere „Gewänder“ erschaffen, in die wir uns kleiden, so bleiben wir doch immer innerhalb eines begrenzten „mental Rahmens“.

Tatsache, dass unser so ungeheuer tiefreichender Ichwahn uns glauben lässt, dass es möglich ist, beides haben zu können: das Ganze und das Bruchstückhafte; das Allumfassende und das Spezielle.

Mit anderen Worten, wir wollen einerseits unsere Fragmentierung beibehalten (d. h. wir legen Wert darauf, uns von anderen unterschiedlich und getrennt zu sehen) und im selben Zuge wollen wir ganz, heil und erfüllt sein. Doch das ist nicht möglich. Das Ganze IST, wenn das Trennende und Fragmenthafte nicht ist!

Zunehmend offenbart sich uns also in erschütternder Weise dieser unbewusst gelebte Widerspruch. Und da das Bruchstückhafte in uns – in Form unserer ichhaften Absonderung – einerseits das Ganze will, aber im selben Moment auch die eigene absplattende und trennende Natur beibehalten möchte (der Mensch, der sich mit dem Einzel identifiziert, möchte sich hervortun, etwas Besonderes sein, Außergewöhnliches vollbringen, mehr gelten als andere etc.), hat das eine sonder-



**Nicht ein einziger
dieser verschiedenen Wege,
welche das Ich uns unterbreitet,
lässt uns das Ganzsein erfahren.**

bare Mischung zur Folge. Es bringt mit sich, dass unsere Ichheit uns das GANZE gemäß ihrer eigenen Definitionen suchen und uns folglich immer wieder

nur Trugbilder von Erfüllung und Ganzheit finden lässt. Und das führt dann unvermeidlicherweise dazu, dass wir uns letztlich mit diesen Trugbildern zufrieden geben: Wir begnügen uns mit einer zeitweisen Form von Verbundenheit innerhalb einer Welt der Trennung; wir nehmen mit einer bedingten Fülle vorlieb, d. h. mit all den im Laufe der Zeit angesammelten Reichtümern, während wir gleichzeitig – auf die eine oder andere Weise – Mangel, d. h. Verluste von finanzieller, persönlicher, zwischenmenschlicher Art etc. erleben; wir bescheiden uns mit einer teilweisen Freiheit, die – da partiell – in Wirklichkeit eine Form von Gebundenheit darstellt, und die wir folglich, da wir uns dessen nicht bewusst sind, als Inbegriff von Freiheit betrachten.

Ja, wenn wir hier tiefer forschen, wird uns verständlich, warum das „Ich“ immer, wenn es lautstark bekundet, „ich will ganz sein“, „ich möchte

reich sein“, „ich möchte frei sein“ etc., im Grunde nur das „scheinbar Ganze“ will und eben nicht das „wirklich Ganze“. Denn wie könnte das „Ich“, welches sich über Trennung definiert, wirklich das Ganze wollen...?

Das Ganze ist, wenn Trennung abwesend ist. Mit anderen Worten, das Ganze ist, wenn das „Ich“ so durchscheinend wird, dass es im Grunde keine „besondere Rolle“ mehr spielen und nur noch durch sich das ausdrücken möchte, was ganz, heilig und allumfassend ist.

Aus dem soeben Gesagten wird uns klar, dass, solange wir den Anweisungen des Ichs – in welcher Art und Ausprägung auch immer – folgen werden, wir nicht in Berührung mit dem Ganzen kommen können. Wie oft hören wir auf die Einflüsterungen des Ichs – ohne diese im Geringsten zu hinterfragen – oder unterwerfen uns gar blind seinen Direktiven, wenn es sagt: „Folge mir, und ich werde dich ganz machen!“

Wir gehen ganz selbstverständlich davon aus, dass das Ich dazu fähig ist und in vieler Hinsicht beschreiten wir grausame und blutige Wege, um das Ziel zu erreichen, mit dem es uns lockt. Doch wie kann das, was sich über Trennung und Abspaltung definiert, je eine Ahnung davon haben, was Ganzsein bedeutet!

Je mehr wir diesen Widerspruch ergründen, um so mehr verstehen wir schließlich, dass ein wirkliches Ganzsein hier nicht möglich ist. Kurz: Das „fragmenthafte Ich“ selbst stellt das Hindernis für das dar, was es verspricht.

Um betont darauf hinzuweisen: Es liegt nicht daran, dass wir unter den vielen Wegen uns nicht für den richtigen entschieden haben. Es liegt nicht daran, dass wir lediglich den falschen Kurs eingeschlagen haben... und dass wir in Zukunft einfach nur einen anderen Weg beschreiten müssen.

Nicht ein einziger dieser verschiedenen Wege, welche das Ich uns unterbreitet und von denen wir glauben, ans Ziel zu gelangen, wenn wir unter den vielen Möglichkeiten irgendwann einmal nur den richtigen Weg auswählen, lässt uns das Ganzsein erfahren! Da ausnahmslos sämtliche dieser Wege auf einem Ich basieren, das bedingt, begrenzt, bruchstückhaft und verwirrt ist, kann folglich auch alles, was aus diesem Ich hervorgeht, wiederum nur bedingt, endlich und beschränkt sein!

Kein Weg, den das Ich uns suggeriert, kann zum Ganzsein führen!

Am Ende kommen wir dahin zu erkennen, dass das „fragmenthafte Ich“ – selbst im Ausschöpfen all seiner Strategien (um noch mehr Besitztümer zu erreichen, noch weiser zu werden, noch größeren Reichtum zu erwerben, noch höhere Positionen zu erlangen, noch mehr Einfluss und Macht zu erhalten etc.) – letztlich, bei aller Veränderung, immer etwas Begrenztes bleibt. So sehr es auch diese Endziele geschickt mit absoluten Begriffen wie „Vollkommenheit“, „totale Erfüllung“, „Ganzsein“ etc. labelt, nichts kann darüber hinwegtäuschen, dass all das auf diesen Wegen Erlangte am Ende auch nur etwas Relatives darstellt, d. h. etwas, wodurch man im Vergleich zu den Errungenschaften anderen Menschen das Gefühl hat, reicher, stärker, cleverer, beliebter, herausragender usw. als andere zu sein.

Mit anderen Worten, jede Modifikation und Korrektur, die wir in Bezug auf das „Ich“ vornehmen mögen, bzw. alle Bemühungen, etwas zum „Ich“ hinzuzufügen oder etwas daraus auszumerzen, ändern nichts an der Tatsache, dass wir am Ende mit einem Ich verbleiben, das sich nach alledem in seiner Natur weiterhin als fragmentiert und begrenzt erweist.

Doch genau diesen Sachverhalt möchte das „Ich“ uns nicht sehen lassen. Es möchte uns im Gegenteil vormachen, dass da Unterschiede sind, wo in Wirklichkeit keine sind.

Folglich verkündet das „Ich“ auch in einem fort: „Es macht einen großen Unterschied, ob man ‚frei‘ ist oder ‚gefangen‘; ob man ‚Verbundenheit‘ oder ‚Trennung‘ erlebt; ob man ‚reich‘ oder ‚arm‘ ist“ etc.

Doch wenn wir ganz unbewegt und unberührt von den fortlaufenden Beeinflussungen des „Ichs“ die Dinge betrachten, können wir sehen, dass da in Wirklichkeit kein Unterschied besteht, sind sie doch – da sie nur Erscheinungsformen darstellen – allesamt zeitlich, vergänglich und begrenzt.

Die zeitweise Gemeinsamkeit beispielsweise, die wir hin und wieder mit spezifischen Personen in unserem Leben erfahren, ist „im Grunde“ dasselbe wie das Erleben von zeitweiser Einsamkeit: Beide Zustände sind nur von bestimmter Dauer und daher endlich; die Trennung ist still und heimlich in beide Zustände eingepreist.

Dadurch jedoch, dass wir sozusagen die eine Seite des Gegensatzpaares gegen die andere auspielen, sind wir tagein tagaus damit befasst, die Einsamkeit zu vermeiden und anstatt dessen möglichst viele Situationen der Gemeinsamkeit zu erleben (oder umgekehrt, in einer Art von Weltflucht

eher die Einsamkeit zu suchen). In der Art kommt es uns nicht in den Sinn, uns auf die Suche nach etwas zu begeben, das völlig unberührt von Trennung ist.

Da wir in der uns vertrauten Welt der Relativität immer wieder das in Besitz zu nehmen versuchen, was uns als heller, größer, mächtiger, reicher etc. vorkommt, verhalten wir uns wie ein kleines Kind im Sandkasten, das die großen Sandberge bestaunt, welches es aufgetürmt hat, dabei unzufrieden auf die kleineren Sandhügel herabschaut, während es – ganz vertieft in sein Spiel – sich nicht bewusst ist, dass all das von ihm Fabrizierte und Geschaffene nur aus Sand besteht; von ähnlicher Beschaffenheit wie jener, der durch die Sanduhr rieselt, und so – mit einem Augenzwinkern – uns daran erinnert, dass alles, was auf der Bühne des Lebens erscheint, vergänglich ist.

Wir ähneln hier einem Gefangenen, der – da er sein winziges Verließ gegen eine geräumigere Zelle in den höheren sublimen Ebenen des Gefängnisstraktes austauschen konnte – mehr und mehr vergisst, dass er nach wie vor in Gefangenschaft lebt, insbesondere wenn dieser Raum dann auch noch von Grund auf renoviert wird. Sprich, wenn das kleine vergitterte Fenster herausgenommen, das Loch in der Wand erweitert und gegen ein großes

Wir versuchen in der uns vertrauten Welt der Relativität immer wieder das in Besitz zu nehmen, was uns als heller, größer, mächtiger, reicher vorkommt.





Wir können uns eine allumfassende, bedingungslose Liebe nicht vorstellen, stattdessen sehnen wir uns nach einer ausschließenden Liebe, wo nur wir allein von einer bestimmten Person geliebt werden.

Panoramafenster ausgetauscht wird, die Wände mit prachtvollen farbigen Tapeten behängt und die eisernen Gitterstäbe gegen dicke Stangen aus

purem Gold ausgewechselt werden, ein wertvoller Perserteppich den Platz am Boden einnimmt, und letztlich dieser, in einem neuen Glanz erstrahlende Raum mit diversen Utensilien der Ablenkung ausgestattet wird (einem riesigen Flachbildschirm, einer hochwertigen Stereoanlage, einem Computer, einem Bücherregal etc.). Angesichts dieser „lichteren Lebensumstände“ denkt der Gefangene, ein freier Mensch zu sein. Zumindest suggeriert ihm das neue Setting, in dem er lebt, ein Gefühl von Freiheit. Er bezieht „seine Freiheit“ auch daraus, dass er seine Situation mit den Lebensumständen der anderen Mithäftlinge vergleicht, die unter viel elenderen Bedingungen leben.

Es fällt uns sicherlich nicht schwer, uns in diesem Gleichnis wiederzuerkennen!

Nur der Blinde wähnt hier Freiheit! Im Glauben, dass unser Leben eine wirkliche Wendung nimmt, wenn wir uns von bestimmten Bindungen und Begrenzungen lösen und uns auf eine „bedingte Form von Freiheit“ hinbewegen (die wir aber nicht als solche wahrnehmen), verschleiern wir unsere Sicht vor der Tatsache, dass wir im Grunde aller scheinbaren Veränderungen eigentlich unentwegt gefesselt bleiben.

Denn der Ort, wohin man aufgrund der empfundenen Beengung flüchtet, ist auch begrenzt. Ja, auch der so anvisierte Zustand, welcher uns auf den ersten Blick als Inbegriff grenzenloser Erfüllung erscheinen mag, stellt in Wahrheit nichts anderes als eine Form der Begrenztheit dar: Wir suchen hier einen Frieden, der nur an einem räumlich abgesteckten Ort präsent ist, aber nicht einen Frieden, der überall gegenwärtig ist; wir begnügen uns mit einer Verbundenheit, die wir in der Nähe einer bestimmten Person empfinden, und verschließen uns so einer Verbundenheit, die in der Begegnung mit jedem und allem erlebt werden kann. Wir können uns eine allumfassende, bedingungslose Liebe nicht vorstellen, stattdessen sehnen wir uns nach einer ausschließenden Liebe, d. h. nach einer Beziehung, wo nur wir allein von einer bestimmten Person geliebt werden, und andere nicht. Wir verknüpfen Freude mit besonderen Ereignissen und äußeren Dingen und verschließen uns so der unermesslichen Freude, die in uns – in unserem umfassenden Selbst – begründet ist, die wir jedoch unter dem feinen Netz der Konzepte und Konstrukte, das wir über alles Leben ausgebreitet haben, nicht länger mehr wahrnehmen können.

Und so wandern wir von Begrenztheit zu Begrenztheit, ohne uns dessen bewusst zu sein.

Wir machen das solange, bis zu dem Moment, wo wir uns gewahr werden, dass wir in Wirklichkeit hier fortlaufend eine Begrenzung gegen eine andere Form von Begrenztheit austauschen.

Ja, bis wir zutiefst begreifen, dass all die Ziele, die wir mit unseren unterschiedlichen Routen verfolgen, uns immer wieder nur – ganz gleich, welchen Kurs wir einschlagen oder wie wir diesen verändern mögen – auf etwas Begrenztes und Vergängliches stoßen lassen. Wir erkennen mit einem Mal: Eigentlich bewegen wir uns in unserem „Dahinschippern“ auf der Oberfläche des Lebensozeans immer wieder nur von einer Koordinate der Relativität auf eine andere Koordinate der Relativität zu! Wenn wir das sehen... wenn wir das mit jeder Zelle unseres Daseins spüren, fragen wir uns: Macht es Sinn, immer wieder eine Form des Eingeschlafenseins gegen eine andere Form des Eingeschlafenseins auszutauschen? Warum nicht aus allen Formen des Eingeschlafenseins erwachen...?

Wir kommen ganz zum Stillstand, wir halten inne, wie wir das in unserem Leben noch nie zuvor getan haben.

Wir tauchen ganz tief in uns ein...

Wir erleben ein regelrechtes zu-Grunde-gehen, bei dem wir allen äußeren und inneren Dingen sterben, im Erkennen, dass diese – da sie sich allesamt als bedingt und vergänglich erwiesen haben – uns niemals wahren Halt geben können: Wir lösen uns von äußeren Sicherheiten; wir lassen unseren fest anklammernden Griff auch vom Ich los, da die inneren Strukturen, aus denen es zusammengesetzt ist, zu wackeln begonnen haben. Wir erkennen: Auch hier ist nicht unser wahres Fundament.

Wir begreifen, dass, bevor wir uns erheben können, wir zuerst tief in uns hinabsteigen müssen, in das Dunkle in uns. Wir konfrontieren uns mit uns selbst. Wir durchdringen die feinen Masken des Ichs, die sich mit viel Licht und Kronen schmücken, in Wirklichkeit aber nichts anderes als auch subtile Formen der Begrenztheit darstellen.

Dadurch dass wir allen Begrenzungen sterben – den inneren wie auch den äußeren –, erwachen wir.

Wir erwachen zum wahren Leben. Ungezügelter Güte entströmt unserem Blick... es ist eine Güte, die nicht uns gehört, die nicht vom Ich gelenkt wird, sondern aus dem GANZEN, mit dem wir uns identifizieren, hervorsprudelt.

Und wo immer wir hinschauen mögen, welche Begegnungen auch immer sich einstellen mögen, wo auch immer wir uns hinwenden mögen, schauen wir in nichts anders mehr als in das strahlende Gesicht der Grenzenlosigkeit.

